

„Woher, zum Teufel, hat er einen solch selten dämlichen Einfall?“

Sprachlos starrte Helen ihre Tante an, bevor sie sich zu Lord Templetun umdrehte, um dessen Antwort zu hören. Der war jedoch nicht gewillt, eine Erklärung abzugeben, ja, es schien ihm regelrecht zu widerstreben. Der alte Mann blickte schuldbewusst drein und wand sich vor Unbehagen. Eine ungute Ahnung keimte in Helen auf, als Tante Nell sie auch schon aussprach.

„Von Euch!“

Lord Templetun erstarrte. Seine Miene glich der eines Bengels, der beim Plündern der Speisekammer ertappt worden war.

„Ihr wart es“, flüsterte Helen fassungslos und wusste nicht recht, ob sie ihn nach dem Warum fragen oder ihm gleich an die Kehle gehen sollte. Ehe sie sich entscheiden konnte, war Templetun schon auf den Beinen und umrundete den Tisch mit möglichst viel Abstand zu ihr und Tante Nell.

„Nun, ich sollte aufbrechen. Der König ist kein Freund von Müßiggang. Bis nach Holden ist es zwar nicht weit, aber der Tag neigt sich dem Ende zu, und des Nachts zu reisen ist weit weniger angenehm als im Hellen, nicht wahr?“

Helen wusste, dass er keine Antwort erwartete. Zumindest schien er nicht auf eine warten zu wollen; das Portal zog ihn offenbar magisch an. Hastig strebte er darauf zu, wobei er noch hastiger sprach. Helen wünschte, er wäre an dem Essen erstickt, das sie ihm vorgesetzt hatte.

„Wie man mir mitteilte, ist Lord Holden derzeit auf dem Heimweg. Er war im Auftrag des Königs fort“, plapperte er drauflos, während Tante Nell ihm langsam nachging, die Augen schmal, die Miene sturmmüht. „Daher bleibt Euch genügend Zeit, das Festmahl vorzubereiten. Ich denke, Ihr solltet es für Ende nächster Woche anberaumen, das sollte ungefähr passen. Selbstredend werde ich Euch einen Boten schicken, damit Ihr rechtzeitig die letzten Vorkehrungen treffen könnt.“ Mit diesem Satz schlüpfte er durchs Portal.

„Die kleine Ratte!“, spie Nell, als die große Tür hinter ihm zuschlug.

Dem konnte Helen nur aus vollem Herzen beipflichten, aber derzeit lasteten ihr ganz andere Dinge auf der Seele. „Warum hat er dem König geraten, mich mit Holden zu vermählen?“

„Gute Frage“, murmelte Tante Nell und legte ihr tröstend die Hände auf die Schultern.

„Ihr werdet ihn doch nicht tatsächlich heiraten, oder?“, stieß Ducky aus, als sie zu ihnen trat. „Nicht den ‚Hammer of Holden‘!“

„Ich hoffe nicht, Ducky.“ Mutlos ließ Helen die Schultern hängen.

„Aber was wollt Ihr tun?“

Helen legte die Stirn in Falten, rang die Hände und überlegte fieberhaft, welche Möglichkeiten ihr blieben. Flucht? Doch wohin? Den König anbetteln? Wie? Er war fort, und die Hochzeit sollte kommende Woche stattfinden. Den angehenden Bräutigam meucheln? Ein verlockender Gedanke, jedoch nicht durchführbar, wie sie einräumen musste. Sie verzog das Gesicht.

„Mylady?“, drängte Ducky.

Helen seufzte. „Ich weiß nicht, was ich tun könnte“, gestand sie bedrückt.

Entgeistert riss Ducky die Augen auf. „Könnt Ihr ihn nicht zurückweisen? Weigert Euch einfach und ...“

„Um mich vom König in ein Kloster verbannen zu lassen? Da heirate ich den Kerl doch lieber und bringe ihn anschließend um! Denn wer würde sich um die Menschen hier kümmern, wenn man mich in einen Konvent steckte? Niemand anderer als der ‚Hammer of Holden‘. Tiernay würde ihm als Teil meiner Mitgift zufallen, sollte ich mich dem Befehl des Königs widersetzen.“

Ducky biss sich auf die Unterlippe und beugte sich vor. „Maggie weiß das eine oder andere über Kräuter“, raunte sie Helen zu. „Ebenso wie die alte Joan, die Heilerin. Vielleicht kennt sie etwas, das wir ihm einflößen könnten ...“

„Willst du wohl still sein“, zischte Helen, hielt ihr den Mund zu und schaute sich bang in der leeren Halle um. „So etwas will ich nie wieder von dir hören, Ducky. Dafür könntest du hängen.“

„Aber was wollt Ihr denn tun?“, fragte die Kammerfrau kläglich, nachdem Helen ihren Mund freigegeben hatte. „Ihr könnt doch nicht den ‚Hammer of Holden‘ heiraten!“

Wieder seufzte Helen. „Wie es aussieht, werde ich es wohl müssen. Eine direkte Verfügung des Königs kann ich schlecht in den Wind schlagen.“

„Wieso nicht?“, wollte Ducky aufgebracht wissen. „Der ‚Hammer‘ tut es oft genug. Er ...“

„Das ist es!“ Tante Nell, die bislang stumm geblieben war, packte Helen aufgeregt bei den Armen und schüttelte sie, ohne dass es ihr offenbar bewusst war.

„Was?“, fragte Helen, einen Hoffnungsschimmer vor Augen.

„Du kannst dich schlecht weigern, aber der ‚Hammer of Holden‘ kann es. Er ist ein viel zu mächtiger Lord, als dass der König ihn zwingen könnte, sollte er nicht wollen.“

Ducky schnaubte. „Glaubt Ihr auch nur einen Moment, dass der ‚Hammer‘ sich weigern könnte, Lady Helen zu heiraten? Seht sie Euch doch an! Sie ist so schön wie ihre Mutter und lieblich wie Met. Dann wäre da noch ihr Land. Wer würde eine Mitgift wie Tiernay ausschlagen?“

Abermals sackte Helen in sich zusammen, als sie ihre Hoffnung schwinden sah.

Tante Nell jedoch straffte die Schultern. „Dann müssen wir eben dafür sorgen, dass du und Tiernay ihn nicht locken“, beschied sie der Nichte grimmig.

Ducky schien Zweifel zu hegen. „Dieser Lord Templetun hat doch schon gesehen, wie bildhübsch sie ist. Wir können ihr schlecht nachträglich die Zähne schwärzen oder den Kopf scheren.“

„Nay“, stimmte Helen ihr versonnen zu und lächelte verhalten, denn ihr war eben etwas eingefallen. „Aber es gibt andere Dinge, die wir tun können.“

2. KAPITEL

Hethe, Lord Holden, saß am Kopfende seiner Tafel und starrte den Mann vor sich an. Mehrere Wochen lang hatte Hethe für seinen König gekämpft und war gerade erst heimgekehrt. In letzter Zeit tat er kaum etwas anderes als zu kämpfen. Genauer gesagt ging das schon so seit dem Tod seiner Gemahlin vor zehn Jahren, ja, länger sogar. Henry II. weitete seine Macht beharrlich aus, und Hethe hatte das ehrgeizige Streben seines Herrschers genutzt, um der Heimstatt zu entfliehen, die er zunächst mit seinen ständig mäkelnden Eltern und schließlich mit der liebreizenden jungen Nerissa bewohnt hatte.

Er rieb sich die Müdigkeit aus den Augen und wünschte, sich der Erinnerungen ebenso leicht entledigen zu können. An seine arme verblichene Gemahlin zu denken, stimmte ihn stets reumütig. Sie waren beide so jung gewesen, vor allem Nerissa.

Wie immer verscheuchte er diese Gedanken. Stattdessen bedachte er Lord Templetun mit einem finsternen Blick. „Seid so gut und erklärt mir noch einmal, weshalb Ihr mich mit Eurer Anwesenheit beehrt, Mylord“, bat er bedächtig.

„Der König hat mich mit dieser Botschaft hergeschickt.“ Templetun schob ihm abermals die Schriftrolle zu, offenbar in der Hoffnung, dass Hethe sie endlich entgegennehmen würde. „Und er hat mich angewiesen, Euch nach Tiernay zu geleiten, damit Ihr Lady Helen ehelicht.“

„Du kannst diese Hexe nicht heiraten!“, rief William, als Hethe zögernd nach dem Schreiben griff und das Siegel erbrach.

„Lady Tiernay ist keineswegs eine Hexe“, wandte Templetun ein und bedachte Hethes ranghöchsten Mann mit einem tadelnden Blick – den Mann, dessen vorrangige Aufgabe es war, das Wohl seines Herrn im Auge zu haben. „Ich komme gerade von ihr, und sie ist ganz entzückend.“

„Oh, *aye*. Nun ... verständlich, dass Ihr dies behauptet, nicht wahr?“, murmelte William.

„Habt Ihr die Dame schon einmal zu Gesicht bekommen?“, fragte Templetun gereizt und nickte zufrieden, als William widerwillig den Kopf schüttelte. „Ich hingegen habe sie gesehen, und sie ist reizend. Sehr sogar.“ Er senkte den Kopf und fügte kaum hörbar an: „Im Gegensatz zu diesem Drachen von Tante.“

„Was ist mit ihrer Tante?“, hakte Hethe sofort nach und reichte die Nachricht des Königs an William weiter. Sollte er doch lesen, was dort geschrieben stand. Hethe reichte es, die Unterschrift gesehen und sie auf den ersten Blick als die des Königs erkannt zu haben. Er hatte genügend Botschaften von Henry erhalten und war mit dessen Handschrift vertraut. Mehr als die Signatur brauchte er nicht, um zu wissen, dass Templetuns Behauptungen vermutlich der Wahrheit entsprachen. Nicht, dass er

aufrichtig daran gezweifelt hätte. Weshalb hätte der Mann sich etwas Derartiges aus den Fingern saugen sollen?

Templetuns Miene verdüsterte sich ob der Frage, und als Antwort schüttelte er nur den Kopf. „Also, was sagt Ihr?“, hielt er entgegen. „Werdet Ihr die Dame heiraten oder nicht?“

Hethe lachte unfroh. „Habe ich denn eine Wahl?“ Dabei sah er William und nicht Templetun an. William schaute von dem Schreiben auf und schüttelte widerstrebend den Kopf.

„Dachte ich mir.“ Müde fuhr er sich durchs Haar und verlagerte sein Gewicht. Eine neue Gemahlin, um die er sich sorgen musste, brauchte er nun wirklich nicht. Selbst wenn er nach einer Ausschau gehalten hätte, wäre Tiernays Tyrannin die Letzte gewesen, für die er sich entschieden hätte. Allmächtiger! Das schreckliche Weib mischte sich in alles ein und traktierte ihn andauernd mit Schreiben, in denen sie ihn dafür schalt, wie schändlich er mit seinen Untergebenen umspringe. Er selbst hatte nie auch nur einen ihrer Briefe gelesen, aber William erstattete ihm stets Bericht. William wiederum erfuhr den Inhalt von Stephen, der die Besetzung als Kastellan verwaltete, wann immer Hethe in die Schlacht zog. Die Frau setzte dem jungen Stephen gehörig zu.

Nun sah es ganz danach aus, dass künftig er derjenige sein würde, dem sie zusetzte – und nicht nur durch unpersönliche Botschaften. Er würde sich mit der Frau persönlich herumschlagen dürfen. Überaus persönlich sogar. Bei dem Gedanken erhob er sich von seinem Platz und strebte mit langen Schritten auf die Treppe zu. Umgehend war auch Templetun auf den Beinen und setzte ihm nach.

„Mylord? Wo wollt Ihr hin?“

„Ein Bad nehmen“, erwiderte Hethe, ohne langsamer zu werden. „Ich gehe davon aus, dass ich mir den Todesgestank vom Leibe waschen und eine Nacht Ruhe gönnen darf, ehe ich nach Tiernay hasten muss, um die Dame zu heiraten. Sie wird sich inzwischen ja wohl kaum in Luft auflösen.“

„Oh, nay.“ Am Fuß der Treppe blieb Templetun stehen und ließ Hethe ziehen. „Ich meine, *aye* ... Gönnst Euch ruhig ein Bad und Schlaf. Ich setze Lady Tiernay durch einen Boten davon in Kenntnis, dass wir morgen eintreffen werden. Gleich nach dem Morgenmahl?“, fügte er hoffnungsfroh an.

„Nach dem Mittagmahl“, beschied Hethe. „Ich würde gern erfahren, wie es um mein eigenes Land steht, ehe ich überstürzt wieder aufbreche, um auf einer neuen Besetzung Fuß zu fassen.“

„Selbstverständlich. Also nach dem Mittagmahl“, willigte Templetun wenig erfreut ein.

Hethe brummte nur und schritt die Treppe hinauf zu seiner Kammer. Er stand schon eine Weile am Fenster und starrte hinaus, als es an der Tür klopfte. Hethe beschied dem Klopfenden einzutreten und war nicht überrascht, als mehrere Bedienstete einen Badezuber und eimerweise heißes Wasser hereintrugen. Zwar hatte er nicht ausdrücklich ein Bad verlangt, sondern nur Templetun gegenüber erwähnt, dass er gern eines nehmen würde, doch das genügte auf seiner Burg, um sofort alles Nötige zu veranlassen. Holdens Gesinde war tüchtig und verrichtete seine Arbeit in Windeseile.

Was Hethe mit großer Zufriedenheit erfüllte. Seine Leute hatten die Knechte und Mägde weise gewählt.

Schweigend beobachtete er, wie das Bad bereitet wurde, ehe er die Bediensteten entließ. Eine der Mägde blieb zurück, um ihm zur Hand zu gehen. Sie war drall und hübsch, aber er schickte sie dennoch mit einem Wink hinaus. Er wollte allein sein, denn er musste über die Sache mit seiner Vermählung nachdenken. Darüber, wie es sein würde, wieder verheiratet und für eine Gemahlin verantwortlich zu sein.

Bei dem Gedanken versteifte er sich unwillkürlich. Rasch entledigte er sich seiner Kleider und stieg in den Zuber. Das Wasser umfing ihn so warm und einladend wie eine Geliebte. Hethe lehnte sich zurück, schloss die Augen und spürte, wie er sich allmählich entspannte. Seine Gedanken begannen zu wandern.

Er war erst zwölf gewesen und Nerissa sieben, als der Ehevertrag unterzeichnet worden war. Sie war nicht ganz zwölf gewesen und er siebzehn, als ihre Eltern, des Wartens müde, auf die Hochzeit gedrängt hatten. Beide Seiten hatten nach einer Verbindung der zwei Sippen gegiert – Hethe hatte Namen und Titel mit in die Ehe gebracht und Nerissa das Vermögen ihres Vaters. Der junge Hethe war immerhin reif genug gewesen anzuregen, die Hochzeitsnacht zu verschieben, bis das Mädchen älter sei – was, wie sich herausstellte, vernünftig gewesen wäre. Damit jedoch war weder Nerissas Familie noch die seine einverstanden.

Ausgerechnet Nerissa hatte den Preis für die Geltungssucht ihrer Eltern zahlen müssen. Sie war sofort schwanger geworden und, einem Opferlamm gleich, im Kindbett gestorben. Da war sie noch keine dreizehn Jahre alt gewesen.

Nie würde Hethe sich verzeihen, seinem Vater gegenüber den Aufschub nicht durchgesetzt zu haben. Vielleicht hätte er sich auch schlicht weigern sollen, die Ehe zu vollziehen. Oder er hätte alle glauben machen können, die Ehe sei vollzogen worden, um die Sache ein, zwei Jahre später in aller Heimlichkeit nachzuholen. Das aber hatte er nicht getan, denn mit siebzehn war er so liebestoll wie jeder andere junge Bursche auch. Und Nerissa war ein bezauberndes Mädchen gewesen – schon in dem zarten Alter. Starke Getränke in Verbindung mit den gestrengen Ermahnungen seines Vaters hatten dazu geführt, dass es einfach geschehen war. Neun Monate später hörte er Nerissa schreien, während das Kind versuchte, sich aus ihrem Schoß ans Licht der Welt zu kämpfen. Es hatte den Kampf verloren, und Nerissa war verblutet, das Kind noch im Leib.

Seitdem rang Hethe sowohl gegen die Feinde des Königs als auch gegen die eigenen Dämonen. Wochen, ja Monate brachte er damit zu, ein Schlachtfeld nach dem anderen mit dem Blut seiner Gegner zu tränken. Er kämpfte, bis er den Tod nicht mehr riechen und sehen konnte, und kehrte zurück in der Hoffnung, dass er dieses Mal zur Ruhe kommen werde – dass er die Burg dieses Mal als den Ort des Friedens vorfinden werde, nach dem er sich so sehr sehnte. Das jedoch geschah nie. Noch immer meinte er Nerissas Schreie durch die Gänge hallen zu hören, so wie vor all den Jahren, fast drei Tage lang. Und so trieb es Hethe rasch wieder fort, manchmal binnen weniger Stunden. Er fand hier einfach keine Ruhe.